

# Biegener Familienblätter

Unterhaltungsblatt zum Biegener Anzeiger (General-Anzeiger).



## Schicksale.

Roman von Heinrich Kornfeld.

(Nachdruck verboten.)

(Amerikanisches Copyright by Carl Duncker 1914.)

(Fortsetzung.)

Er klingelte. Der alte Lafai trat ein.

„Frederic — hier ist ein Brief nach Paris von einer sehr großen Wichtigkeit. Sorgen Sie selbst dafür, daß er wenn möglich in den Pariser Schnellzug, der mittags hier eine Minute Aufenthalt hat, geworfen wird.“

Der Alte, der den Verwandten seiner Herrin schon seit Jahren von den gelegentlichen Besuchen auf Schloß St. Chamant kannte, verneigte sich.

„Ich werde selbst dafür Sorge tragen. Herr de Marsillacgues dürfen beruhigt sein.“  
Damit wollte er sich zurückziehen, doch Alphonse hielt ihn durch eine Handbewegung zurück.

„Einen Augenblick, Frederic.“

Und als der Lafai in das Zimmer zurückgetreten war und die Tür hinter sich geschlossen hatte:

„Sagen Sie, Frederic — meine Cousine sprach mir gestern abend von einer Einquartierung, die auf Schloß St. Chamant belegt werden sollte.“

„Heut nachmittag, Herr de Marsillacgues.“

„Ist die Zeit schon genau bestimmt?“

„Sehr wohl, Herr de Marsillacgues. Vor etwa einer Stunde kam eine Ordonanz mit der Meldung, daß die deutschen Herren gegen sechs Uhr eintreffen würden. Frau Marquise hat daraufhin dem Koch für sieben Uhr ein großes Diner angefangen.“

„Um wieviel Herren handelt es sich denn?“

Der Alte war einen Schritt nähergetreten. In seinem undurchdringlichen blutleeren Gesicht regte sich nichts; allenfalls Klang die Stimme etwas gedämpfter, als er erwiderte:

„Zwanzig Offiziere mit der nötigen Begleitung, Herr de Marsillacgues. Es sollen auch höhere Offiziere darunter sein. Ueberhaupt hat es fast den Anschein — als erhielte St. Chamant eine sehr illustre Gesellschaft.“

Alphonse schob ruckhaft den Schreibfessel herum.

„Was meinen Sie damit, Frederic?“

„Doch der Alte war schon wieder ganz in seiner farblosen vorichtigen Zurückhaltung.“

„Ich weiß ja selbst noch von nichts, Herr de Marsillacgues werden ja heut abend an der Tafel teilnehmen und die Herren alle persönlich kennen lernen.“

Der Pariser Rationalist schien eine Bemerkung auf der Zunge zu haben. Doch noch rechtzeitig kamen ihm wohl Bedenken. Er erwiderte nur:

„Sie haben recht. Im übrigen — was kümmert das alles uns. Also den Brief, Frederic. Und dann — ja. Hören Sie, meine Cousine sagte mir, daß Sie das Frühstück immer oben im Krankenzimmer am Bett meiner Tante einnimmt.“

„Sehr wohl, Herr de Marsillacgues. Die gnädige Frau Marquise ist überhaupt jede freie Minute oben.“

„Also übermitteln Sie meiner Cousine — ich müßte sie unbedingt vor dem Eintreffen der deutschen Offiziere noch einmal unter vier Augen sprechen. Es handle sich um eine äußerst wichtige Angelegenheit — wichtig nicht nur für mich, sondern auch für sie selbst.“

„Ich werde es sofort austrichten, Herr de Marsillacgues.“

„Und die Antwort bringen Sie mir dann sofort, nicht wahr?“

„Sehr wohl.“

Eine halbe Stunde später stand er vor dem großen Eckspiegel seines Schlafzimmers und überflog seine Erscheinung noch einmal mit einem prüfenden Blick.

Er war zufrieden. Der Cutaway saß wie angegossen und die Krawatte war ihm selten so tadellos gelungen als heut. Eine gute Vorbedeutung.

Leise vor sich hinsummend stieg er die Freitreppe hinab.

Zutta hatte ihm Frederic mit der Nachricht geschickt, daß sie ihn in ihrem Boudoir erwarte. Nun kam es darauf an!

Alphonse — Junge . . . über deine zweieunddreißig Jahre ist mancher Sturm dahingebraust, hat dich — unter uns gesagt — doch verflucht mitgenommen!

Jetzt wird es Zeit, nach dem Tauende zu suchen, an dem du dich wieder aus der gefährlichen Sintflut hocharbeiten mußt.

Die Nerven zusammengenommen und die Augen auf . . . vielleicht, daß du dies Tauende wirklich heut zu fassen kriegst!

Und doch wollte dieser grimmtige Trotz sich meuchlings wieder davonschleichen, als er ihr ein paar Minuten später dann gegenüberstand in dem fraissfarbenen Nestchen von Boudoir, dessen kuschelige kofige Weichheit so gar nicht passen wollte zu den strengen, stets etwas kühlen Linien ihres schönen Gesichts.

Auch das Lächeln, mit dem sie ihn zum Sitzen einlud, verwischte nicht ganz die Herbheit ihrer Züge.

„Darauf können Sie sich wirklich etwas einbilden, Alphonse, daß ich für Sie heute Zeit finde.“

Er merkte garnicht, daß ihm die Erregung vor der nahen Entscheidung die Kehle zusammenprekte, daß seine Stimme etwas heiser klang, als er entgegnete:

„Ich weiß — die Einquartierung für heut nachmittag. Da gibt es vermutlich für die Hausfrau tausend Dinge zu bedenken und vorzubereiten, damit Schloß St. Chamant in würdigem Glanze strahlt.“

„Ganz recht, Alphonse.“

„Umsomehr weiß ich den Vorzug zu schätzen, teuerste Cousine, daß Sie es doch noch ermöglichen, mir einige Minuten zu widmen.“

In leisem Spott warf sie ein:  
„Ich hoffe, daß diese Minuten wenigstens nicht zu den verlorenen zählen werden.“

Er stakete. Er sah sie kurz und scharf an. Fagte sich dann schnell und verfestete:

„Das kommt ganz auf Sie und Ihre Gefinnungen an, die Sie mir gegenüber hegen, teuerste Jutta.“

Und als er sah, wie sich ihre fähngeschwungenen schmalen Brauen leise zuckend zusammenzogen, ergänzte er schnell, ehe sie noch vielleicht ein Wort kühler Abwehr fände:

„Außerdem seien Sie überzeugt, Cousine — wären wir nicht gestern abend durch den deutschen Offizier in unserer Aussprache gestört worden, dann hätte ich Ihre Zeit heut nicht in Anspruch nehmen brauchen. So aber bleibt nichts anderes übrig. Denn es gibt Dinge, die zur Entscheidung drängen und die klar vor uns liegen müssen, ehe sich Schloß St. Chamant mit Waffelnärm füllt. Dann erst werden Sie in Wahrheit keine ruhige Minute mehr haben, sich mit mir und meinen Wünschen zu beschäftigen.“

„Und diese Wünsche, Better Alphonse?“ . . . fragte sie freundlich und ahnungslos.

Da sprang er auf und trat von ihr fort zu einer kleinen Vitrine, hinter deren geschliffenem Glase allerlei altes, seltsam geblümtes behäbiges Porzellan brunkte. Ein Jäger, der sein Hifthorn blies. Ein Liebespaar, das sich in zierlichem Reigen drehte. Ein kleines Mädchlein, das ihr Vordenköpfchen an das buschige Fell einer Kage kuschelte. Kavaliere mit Knieföhnen und Badenstrümpfen und wagerecht gehaltenen Salanteriebedegen. Tausend Nichtigkeiten, über die sein zerstreuter Blick hinglitt, ohne mehr als die äußere Form wahrzunehmen.

Und doch war alles nur, um diesen fühlen, leis erstaunten Frauenaugen da drüben auszuweichen, um Zeit zu gewinnen vor der letzten Entscheidung, um noch einmal die nervös durcheinanderzuckenden Gedanken zu händigen und zu ordnen.

Bis er merkte, wie ihn trotz allem und allem der Mut immer mehr und mehr verließ. Da knirschte er die Zähne aufeinander und wandte sich ruckhaft zu ihr und stieß brüst und ganz gegen seine sonstige leicht spielerische Art hervor:

„Jutta, ich bitte Sie um Christi Barmherzigkeit willen — überhören Sie sich nicht in Ihren Entschlüssen, eilen Sie nicht mit Ihrer Antwort und mit Ihrer Entscheidung. Ich habe drei Jahre dazu gebraucht, ehe ich den Mut fand, Ihnen heute zur letzten Aussprache gegenüberzutreten; drei Jahre — nun quittieren Sie über diese drei Jahre rastlosen Grübelns und Denkens nicht in einer armeligen Sekunde, nicht in der flüchtigen Stimmung des Augenblicks. Ich bitte Sie, Jutta; ich siehe Sie an — lassen Sie sich Zeit! Erwägen Sie alles und jedes!“

Und von drüben kam als Antwort nur ein halbblaues, fast schon ein wenig ungeduldiges:

„Aber Alphonse — ich verstehe Sie noch garnicht und ich kein Sie ja überhaupt nicht wieder. Wozu diese Erregung und diese lange Einleitung?“

„Weil es sich um große Dinge handelt, Cousine. Um große Entscheidungen. Vielleicht um die größte, die es für mich gibt.“

„Und diese Entscheidung liegt in meiner Hand?“

„In Ihrer, Jutta.“

„Aber dann nennen Sie sie mir doch, Alphonse.“

Da schleuderte er ihr kurz und schroff und wie in Wehrlosigkeit entgegen:

„Jutta — Sie sind seit drei Jahren verwitwet. Sie leben allein für sich. Sie haben sich freiwillig abgeschlossen von dem bunten rauschenden Leben, das da draußen auf Sie wartet und in das Sie hineingehören als Fürstin. Jutta — Sie haben sich vergraben in eine Trauer, die doch bestenfalls nur eine schöne Erinnerung noch sein kann. Sie dürfen das nicht länger tun. Sie sind jung und schön. Und sind eine Frau von Welt und sind dazu geboren und dazu geschaffen, zu glänzen und eine Rolle zu spielen. Weshalb tun Sie es nicht? Weshalb vergraben Sie sich freiwillig in einer erstickenden Einsamkeit?“

Die Stimme der jungen Marquise de St. Chamant war hell und klingend, wie dieser Ton ihr manchmal anflog:

„Weil ich in dieser erstickenden Einsamkeit — mein Glück gefunden habe. Weil René mich lehrte, über die Enge der Umgebung hinaus mir einen weiten Blick zu gewinnen und zu erhalten.“

Alphonse de Marfillargues warf untermittelt ein:

„Sie haben Ihren Gatten sehr geliebt, Jutta?“

„Sehr, Alphonse. Mehr als ich es einem dritten Menschen ins Gesicht hinein zugeben würde.“

„Das nahm ich an.“

„Weshalb nehmen Sie das an, Alphonse?“

„Weil Sie ohne die Liebe Ihres Gatten sonst in dieser Einsamkeit hier stumpf und vorzeitig alt geworden wären, Cousine.“

„Sie sah ihn lange an. Die Flügel ihrer vornehm gemeißelten Nase zitterten etwas.“

„Und?“

„Und ich meine, Jutta — die letzten drei Jahre haben Sie sich noch jung und elastisch erhalten in der Erinnerung an dieses gestorbene Glück. Bis heute noch. Wer überschätzen Sie nicht Erinnerungen; vertrauen Sie nicht zu blindlings auf das Gedächtnis des Herzens.“

Die schöne junge Frau erhob sich hastig.

Eine finstere Falte glitt ihr zwischen die Brauen.

„Nähren Sie nicht an begrabene Stunden, die niemals wiederkehren können.“

Und Alphonse de Marfillargues darauf trozig:

„Und doch rühre ich daran, Cousine. Und wenn Sie mich aus Ihren schönen Augen noch so zürnend anblicken — ich tu es trotzdem! Ich warne Sie vor sich selbst! Ich warne Sie vor Erinnerungen und Sentimentalitäten, die klirrende Ketten werden können — schwere klirrende Eisenlasten, an denen Sie sich vor der Zeit müd und alt schleppen! Ich weiß, was ich sage. Ich kenne das Leben. Ich bin kein Charakter und kein Blagueur! Ich bin durch eine harte Schule gegangen und kenne Frauen und Frauenherzen. Jutta — klammern Sie sich nicht an Schatten! Opfern Sie Ihre Jahre nicht mehr dem wesenlosen Schemen eines zerrotteneren Glücks! Ich warne Sie, Jutta — weil ich Sie liebe und weil ich Sie begehre!“

Darauf war es lange still.

Und dann irrte über die blutleeren schönen Züge der jungen Marquise de St. Chamant ein verlorenes Lächeln. Wie Mitleid und zugleich wie stille Ueberlegenheit.

„Bis vor wenigen Minuten verstand ich Sie und Ihre Warnungen nicht, Better Alphonse — jetzt verstehe ich sie. Und habe Ihnen nur das eine Wort zu sagen: — nein!“

„Jutta“ . . . er war ihr unwillkürlich wieder einen Schritt nähergetreten; er stand vor ihr — mit schwer atmender Brust, mit lodern den Augen, die Hände zu Fäusten geballt, vornübergebeugt . . . „Jutta — ist es, weil ich ein armerlicher Krüppel bin?“

Sie maß ihn mit finsternem Blick.

„Denken Sie so verächtlich von einer Frau, die Sie begehren, Alphonse? Nein — es sind nicht Keußerlichkeiten — es sind Innerlichkeiten und nur Innerlichkeiten! Sie warnen mich vor Schatten und Schemen . . . ich aber sage Ihnen — dieser Schatten lebt und dieses Schemen gibt mir jeden Tag von neuem Kraft zu leben und jung zu bleiben. Ich bin nicht sentimental; ich klammere mich nicht an begrabene Stunden, die kein Mensch wieder aufwecken kann . . . aber ich bin treu, Alphonse; und bin dankbar der Erinnerung eines Mannes, der mir soviel gegeben hat. Was war ich denn, ehe ich ihn kennen lernte? Ein dummes törichtes Ding, das mit stumpfen Augen durch den Tag lief und nichts wußte von all der Schönheit ringsum. All das hat er mir doch erst gezeigt, und hat er mich doch erst gelehrt und hat mir ein Glück gegeben, das ihn lange überdauern wird. Ich bin nicht sentimental, Alphonse, aber ich bin dankbar.“

Er murmelte zwischen den Zähnen:

„Sie sind eine Deutsche! Schwächlich, romantisch und ziellos. Sie sind bescheiden, Jutta — Sie halten die große Kugel „Leben“ in der Hand und wälzen sie hin und her und wissen nichts mit ihr zu beginnen.“

Drüben aber über die blaßroten feingeschwungenen Lippen der jungen Marquise de St. Chamant glitt es wie ehrliches Bedauern:

„Armer Alphonse — was müssen Sie bisher im Leben für Frauen gekannt haben! Frauen? Waren es nicht herzlose armerliche Geschöpfe? Müssen sie nicht bedauernswert gewesen sein, die Ihnen so wenig Achtung vor uns und unserm Herzen zu geben vermochten?“

Sie hob halb die Hand gegen ihn.

(Fortsetzung folgt.)

## Ein Erzieher unseres Volkes.

(Zu Gustav Freytags 100. Geburtstag, 13. Juli.)

Von Heinz Amelung.

Deutsche Dichtung, deutsche Forschung, deutsche Gesinnung — mit diesem Dreifach läßt sich treffend Gustav Freytags Lebenswerk kennzeichnen. Alles, was er freischöpferisch, nachbildend oder lehrend dem deutschen Volke geschenkt hat, war durchglüht und erfüllt von den Strahlen einer innigen Vaterlandsliebe. Zudem, was die Deutschen jetzt sind und leisten, hat er nicht wenig beigetragen; er gehört mit zu den großen Erziehern unseres Volkes. Vor nunmehr 21 Jahren ist dieser aufrechte deutsche Mann wie ein Fürst zur letzten Ruhestätte geleitet worden, und doch wirkt er heute, da wir seinen hundertsten Geburtstag dankbar begehen, ganz wie ein Lebender unter uns. Durch seine Romane und namentlich durch seine „Bilder aus der deutschen Vergangenheit“ hat er das Selbstbewußtsein der Deutschen gehoben, ihre Selbstachtung geweckt und gesteigert, das Ständegefühl mancher Berufe zum Besten der Allgemeinheit geschärft. Durch seine politischen Aufsätze, die in ihrer Bedeutung noch längst nicht genügend erkannt sind, hat er einen maßgebenden und richtungweisenden Einfluß auf die staatsbürgerliche und politische Schulung weiter Kreise gewonnen.

Schon bevor er diese machtvolle Wirksamkeit in den „Grenzboten“ begann, hatte er selbst zufolge einen praktischen Lehrgang durchgemacht in der Kenntnis der politischen und sozialen Verhältnisse und Nöte der unteren Volksschichten, als er im Frühjahr und Sommer 1848 einen von ihm gegründeten Handwerkerverein in Dresden mit außerordentlichem Geschick und Erfolg leitete. Das war zwar nicht selten recht aufregend und mühevoll, wurde aber für Freytag zu einer Schule, in der er den deutschen Charakter in allen seinen Vorzügen, freilich auch in seinen Nachteilen gründlich kennen lernte. In das Leben auf Gütern, auf dem Lande, in Kaufmanns- und Professorentreisen hatte er bereits als Berliner Student und als Breslauer Privatdozent einen tiefen Einblick getan, der Nationalitätenkampf zwischen Deutschland und Polen war ihm, dem Sohn der schlesischen Grenzstadt Kreuzburg, von Jugend auf vertraut. In dieser praktischen Weise sowie durch eingehendes Studium war er vorbereitet für den hohen Beruf, dem ihn bestimmt war. Es trat sich günstig für ihn, daß sich ihm nach der Niederlegung des seiner Natur nicht gemäßen akademischen Lehramts Gelegenheit bot, gemeinsam mit Julian Schmidt die Zeitschrift „Die Grenzboten“ zu übernehmen. Mit Schmidt stimmte er in seinen politischen und literarischen Ansichten trefflich überein. Gern erinnerte er sich im Alter noch der langen Jahre gemeinsamer Tätigkeit. „So redlich, so warmherzig, so geschäftig, ein so guter Kreuze, seine Seele so rein wie die eines Kindes und sein Urteil oft wundervoll klar und hoch. Wenn ich damals etwas Größeres geschrieben habe, die Journalisten, Soll und Haben, so war seine Ansicht die erste, die ich suchte, und seine Beistimmung gab mir gegenüber der Dessenlichkeit eine Sicherheit, die gar nicht mehr um den Erfolg sorgte.“

Die beiden Werke, die seine Berühmtheit begründeten und noch heute ausmachen, nachdem er bereits mit drei Dramen Beachtung gefunden hatte, sind eben genannt worden: „Die Journalisten“ (1852), die mit Recht als das beste deutsche Lustspiel nach Lessings „Minna von Barnhelm“ gelten, dürfen wir als vortrefflichen Ausdruck des allgemeinen Charakters ihrer Zeit betrachten, und der Roman „Soll und Haben“ (verfaßt 1854—1855) eroberte sich im Fluge die Gunst des Publikums, die er nach zwei Menschenaltern noch nicht eingebüßt hat — ein sicheres Zeichen für den inneren Wert dieses Kunstwerkes. Was er selbst an den „Bildwörtern“ hervorgehoben hatte: „Alles war modernes Leben, im Grunde alltägliche Wirklichkeit und die eigene Weise zu empfinden, nur verklärt durch das liebevolle Gemüt eines echten Dichters“, das paßt wörtlich auf seinen Roman. Gleich Dickens, von dem er, wie er selbst sagte, viel gelernt hat in bezug auf die launige humorvolle Betrachtung und Zeichnung von Menschen und Dingen, hat er Hunderttausenden frohe Stunden und gehobene Stimmung verschafft. „Der deutsche Roman soll das deutsche Volk da suchen, wo es in seiner Tüchtigkeit zu finden ist, nämlich bei seiner Arbeit.“ Diesen Satz Julian Schmidts hat Gustav Freytag seiner ersten erzählenden Dichtung vorangestellt, ihm blieb er auch bei der zweiten treu. Spielt „Soll und Haben“ in den Kreisen des werktätigen, Werte schaffenden Bürgertums, dem sich als Gegensätze mehrfache Handelsleute und schiffbrüchige Landadelige gesellen, so greift „Die verlorene Handschrift“ mehr auf das geistige Gebiet über, in die Kunst der Gelehrten, die in Verbindung gebracht wird mit einem tüchtigen Bauerngeschlecht und mit ungesundem Dogmen. Bedeutung gewinnen in dem Kaufmannsroman die Kämpfe zwischen Deutschen und Slaven: einen mit sichtlich Vorliebe und besonderem Gelingen dargestellten tüchtigen Edelmann Fritz von Hül beruft der Dichter zum Vorkämpfer des Deutschtums. Auf Männer wie ihn, denen Frauen wie Leonore rühmlich zur Seite stehen, ruht die Hoffnung und die Zukunft des Vaterlandes; zuversichtlich dürfen wir erwarten, daß aus dem Slavenischlo eine neue Schar kraftvoller Knaben hervorspringe und ein neues deutsches Geschlecht, dauerhaft an Leib und Seele, sich über das Land verbreite, ein Geschlecht von Kolonisten und

„Eroberern“ wie es sich in diesem Weltkriege in wahrlich heldenhafter Art bewährt.

Nicht ganz auf der Höhe des Meisterwerks „Soll und Haben“ steht der 1864 erschienene Roman „Die verlorene Handschrift“. Das Lausrische der Erzählung, das Ursprüngliche des Humors, das noch den heutigen Leser von „Soll und Haben“ so sehr entzückt, mangelt der „Verlorenen Handschrift“, die etwas unter der Last der inzwischen von Freytag emsig betriebenen kulturgeschichtlichen Forschungen leidet, ohne daß dadurch freilich dem Gesamteindruck Schaden geschieht. Aus seiner Gegenwart nahm der Dichter die Stoffe zu diesen Werken, seine Zeit schilderte er in ihnen. Wie er immer mit offenen Augen und wachen Sinnen durchs Leben gegangen war, so erweiterte er in Leipzig, wo er während des Winters wohnte, stets die „Grenzboten“, bereuend, seine Beobachtungen und seinen Gesichtskreis wie seine Kenntnisse auf den verschiedensten Gebieten in regen und angeregten Verkehr mit geistig und gewerblich tätigen Männern. Die Sommermonate verbrachte er seit 1851 regelmäßig auf seinem Besitztum in dem thüringischen Dorfe Sieleben. Im nahen Gotha regierte Herzog Ernst II., der liberale Fürst, mit dem Freytag bis zum Tode eine enge nie getrübt Freundschaft verband.

In der Ruhe des Landlebens entstanden neben den großen Werken eine erhebliche Zahl von Beiträgen für die „Grenzboten“, in den politisch unfruchtbaren 50er Jahren namentlich solche kulturgeschichtlichen Inhalts. Aus der Sammlung dieser Aufsätze in denen die Früchte ernster Forschungsarbeit niedergelegt sind, wurden die „Bilder aus der deutschen Vergangenheit“, eine Kulturgeschichte, wie sie kein anderes Volk besitzt, eines der seltenen Geschichtswerke, die, wie Treitschke sagt, von Frauen verstanden und gelesen werden können. Was tiefe Gelehrsamkeit aus den Quellen geschöpft, das ist in diesen Bänden mit reifer Künstlerkraft gestaltet. Eine erstaunliche Fülle von Wissen ist hier aufgeschichtet und verarbeitet, ohne daß man jemals den Eindruck von Ueberlastung und eitem Brummen empfindet. Was Freytag schon als junger Privatdozent als Ziel seiner Vorlesung hinstellte: „Ich habe mich bestrebt, den Sinn für unsere deutsche Nationalität, soweit diese in meiner Wissenschaft darstellbar ist, zu wecken“, das hat er in seiner gesamten Lebensarbeit, in seinem politischer Wirken, in dichterischer und geschichtlicher Form, vorzüglich aber in den „Bildern aus der deutschen Vergangenheit“, verfolgt, nur daß er über seine eigentlich wissenschaftliche, die deutsche Philologie, sehr bald weit hinausging. Die überzeugte preussische Staatsgesinnung tritt bei ihm jederzeit und überall im festen Verein mit deutschem Nationalgefühl zutage, die Vergangenheit wußte er stets in lebendige, nutzbringende Beziehung zur Gegenwart und Zukunft zu bringen. Immerdar zum Besten des Deutschen Volkes tätig zu sein, an seinem sittlichen, sozialen und politischen Fortschritt mitzuarbeiten — darin sah er seinen höchsten Lebenszweck. Diese reinen, ausschließlich vom vaterländischen Gefühl geregelten Absichten verfehlten ihre Wirkung nicht. Gustav Freytag sah seinen Eifer durch reiche Anerkennung und liebevolle, von allen Ständen des deutschen Volkes bewiesene Zuneigung belohnt.

Der ungewöhnlich starke Erfolg der „Bilder aus der deutschen Vergangenheit“ lodete ihn, das, was er hier dargestellt hatte, noch einmal in dichterischer Fassung wiederzugeben. Der Gedanke gewann feste Gestalt, als Freytag auf Einladung des Kronprinzen, in dessen Hauptquartier er den Feldzug gegen Frankreich 1870 mitmachte. Die Berichte, die er damals schrieb, sind gerade jetzt wieder lebenswert. Lange litt es ihn nicht, untätig dem siegreichen Heere zu folgen; er kehrte in die Heimat zurück und widmete die nächsten zehn Jahre vornehmlich der großen Aufgabe, die er sich gestellt hatte: der sechsbandigen Romanreihe „Die Ahnen“. Die Geschichte einer Familie verfolgt er darin durch die Jahrhunderte. Gewaltig in der Anlage, läßt in Entwurf, voll von Schönheiten ist das Ganze, nicht gleichmäßig dagegen in der Ausführung und im künstlerischen Wert sind die einzelnen Teile. Dit ist das Werk doch mehr Kulturgeschichte als Dichtung; am wenigsten befriedigt der Schluß, der allerdings wieder mit Freytags bürgerlich fester und einfacher, jedem Heeresdienst abholder Gesinnung zusammenstimmt. So hat der Dichter uns in doppelter Gestalt die Geschichte unserer Ahnen geschenkt. Was man sie genießen in dem Roman oder in den „Bildern“, stets werden wir gefesselt von der alles durchflutenden, hell leuchtenden Liebe zum deutschen Volke, die in ihrem treulich behaftenden Optimismus recht behalten hat, wie die Gegenwart aus Herrlichkeit beweist. „Wir haben“, sagt Freytag selbst, „das Recht zu hoffen, denn wir leben in mannhafter Arbeit, den alten Gegensatz zwischen Volk und Gebildeten aufzuheben und nicht nur den Bauer, auch den Fürsten und den Mann von altem Landgeschlecht mit dem Segen der freien bürgerlichen Bildung zu erfüllen.“ Das war sein Glaube, an dem er festhielt, für den er sein Leben und seine Arbeit einsetzte und dem er in unveränderter vaterländischer Gesinnung noch einmal 1886 in seinen für ihn höchst charakteristischen Lebenserinnerungen Ausdruck verlieh. Er hatte, als er in hohem Alter starb, nicht sich selbst überlebt; als Mensch und als Schriftsteller steht er uns heute noch nahe. Und solange unser Volk seinem Wesen treu bleibt, wird es die kerndeutsche Persönlichkeit dieses seines Erziehers nicht vermissen.

## Vermischtes.

\* Die Zone des Schweigens. Aus dem Westen erhalten wir folgende Zuschrift: In den „Giesener Familienblättern“ vom 28. Juni ds. Jz. finde ich eine Abhandlung mit der Ueberschrift: Jahreszeit und Kanonendonner. In nachfolgendem erlaube ich mir, Ihnen meine diesbezüglichen Wahrnehmungen mitzuteilen, die einestheils im Widerspruch zu Ihren Ausführungen stehen, andernteils aber eine Erklärung sind, für den Umstand, daß der Kanonendonner in den Wintermonaten besser und weiter hörbar ist, als im Sommer.

Ich stand von Ende Februar bis Ende April ds. Jz. in Fosses, einem kleinen Städtchen, etwa 13 Kilometer südwestlich von Namur. Fosses liegt so ziemlich von allen Hauptpunkten der Westfront gleich weit entfernt, nämlich von Ypern etwa 135 Kilometer, von Arras etwa ebensoviel Kilometer, von Soissons etwa 147 Kilometer. Die Entfernungen von Reims und Verdun kann ich hier nicht feststellen, da mir die dazu nötigen Karten fehlen, sie werden aber nicht viel mehr betragen. Also liegen alle diese Orte in einer Entfernung von Fosses, die in Ihrer Abhandlung als die Zone des Schweigens bezeichnet wird. Gleichwohl habe ich aus den Richtungen all dieser Plätze den Kanonendonner, je nach der Windrichtung, besser oder weniger gut hören können. Unter günstigen Verhältnissen konnte man sehr gut die ganz schweren Geschütze von den leichteren unterscheiden. Als dann am 1. Mai d. J. meine Kompanie nach Wépion, einem kleinen Ort an der Maas, etwa 5 Kilometer oberhalb Namur, verlegt wurde, fiel mir nach einiger Zeit auf, daß von Geschützdonnern nichts mehr zu hören war. Die um etwa 13 Kilometer weiters Entfernung von der Westfront kann nicht die Ursache hierfür sein, auch nicht der Umstand, daß Fosses vielleicht um einige Meter höher liegt als Wépion, dagegen halte ich es für möglich, daß der Grund in der Belaubung der Bäume zu suchen ist, die im März und April noch laßl waren. Zweifellos liegen zwischen den genannten Orten große Waldungen, so z. B. in der Richtung nach Verdun die bewaldeten Ardennen, und ich glaube nicht fehl zu gehen, wenn ich annehme, daß belaubte Waldungen sehr wohl den Schall hemmen und dämpfen können.

Daß es eine „Zone des Schweigens“ gibt, möchte ich keineswegs bestreiten. Im Gegenteil, im Glauben an eine solche, haben mich Erzählungen von Belgiern aus verschiedenen Orten der Umgegend von Namur bestärkt, wonach in dieser Gegend das Bombardement von Lüttich nicht gehört wurde, obgleich beide Städte nur etwa 55 Kilometer von einander entfernt sind.

\* „Times“-Anzeigen. Verwundeter Soldat wünscht als Zuschauer in einen Golfklub einzutreten. — Offiziere und Mannschaften werden darauf aufmerksam gemacht, daß sie durch Entsendung von photographischen Aufnahmen von der Front an die „Daily Mail“ ihre Einkünfte mit Leichtigkeit verdoppeln können. — Die unterzeichnete Dame möchte kostenlos ein echtes Kriegsfind adoptieren. — Wer keine Kriegsarbeit leistet und dennoch seinen Patriotismus tatkräftig beweisen will, möge dem unterzeichneten erholungsbedürftigen Offizier ein Automobil für Spazierfahrten leihen. — Reichliche Entlohnung, eventuell 50 Prozent des Reingewinnes, wird demjenigen zugesichert, der kleinen Kapitalisten einen Vorschlag zur raschen Erlangung eines ansehnlichen Vermögens zu unterbreiten vermag. — Alle Frauen, die ihr ohnedies jetzt schon sorgenschweres Leben erleichtern wollen, mögen sofort das Buch lesen: „Das Leben ohne Diensthöten.“ — Ein Offizier des königlichen Fliegerkorps sucht einen Geldmann, um seine Entsendung auf dem Gebiete des Flugweizens, die dem Kriege eine unerwartete Richtung geben könnte, praktisch ausführen zu können.

\* Vorsicht beim Verbrauch neuer Kartoffeln. Die ungenübliche Erwartung, mit der jedermann bei der allgemeinen Kartoffelknappheit dem Erscheinen der neuen Kartoffel auf dem Marke entgegenblickt, kann leicht zu nicht wieder gut zu machenden Schäden führen. Die Kartoffel ist nun einmal eigentlich keine Sommer- sondern eine Herbstfrucht und die sogenannten Frühkartoffeln sind ein künstliches Züchtungsprodukt von allerdings gerade in der heutigen Zeit hervorragender Bedeutung. Die Frühkartoffel kann und wird weder im Ertrage, noch vor allen Dingen im Nährwertgehalt und damit in der Haltbarkeit jemals die Spätkartoffel erreichen, daher vermeidet der erfahrene Landwirt, sie in größerem Umfange anzubauen, als ihn die Verhältnisse dazu zwingen. Auch beim Genuß der Frühkartoffeln ist eine gewisse Vorsicht geboten, da sich in den nur selten vollständig ausgereiften Knollen ein unter gewissen Umständen für den Menschen schädlicher Stoff befindet, dessen Wirkung man am besten aufhebt, wenn man beim Kochen der Kartoffeln einige Körner Kümmel hinzusetzt. Beim und unmittelbar nach dem Genuß frischer Kartoffeln empfiehlt es sich dringend, alle Getränke, besonders Wasser, zu vermeiden, da andernfalls sehr erhebliche Erkrankungen eintreten können. Beim Beachten dieser kleinen Merkmale ist der Genuß frischer Kartoffeln vollständig unbedenklich. Wenn gesagt wurde, daß die Frühkartoffeln ein allerdings unentbehrlicher Nothbehelf sind, so muß es als durchaus un zweckmäßig bezeichnet werden, wenn etwa in den Knollen schon

gut entwickelte Spätkartoffeln vor ihrer völligen Ausreife zu Nahrungszwecken, sei es für Mensch oder Tier, ohne allerdingens die Notwendigkeit herangezogen werden. Ausgereift ist die Kartoffel nur dann, wenn das Kraut vollständig welk geworden ist, und nur dann hat sie ihren vollen Nährwert. Der an und für sich schon hohe Wassergehalt der Kartoffel beträgt bei unreifen Knollen bis zu 90 v. D., man kann sich leicht ausrechnen, was da noch für Nährwerte übrig bleiben. Eine gut ausgereifte Kartoffel hat 24 bis 25 Stärkewerte pro Doppelpentner, dagegen vermindern sich diese bei zu früh geernteten Knollen auf 16 bis 17 Stärkewerte. Die schon bei dem Genuß von Frühkartoffeln leicht auftretenden Krankheitserscheinungen treten beim Verbrauch von zu früh geernteten Spätkartoffeln viel leichter und stärker auf, denn die unreifen Knollen enthalten das für den menschlichen und tierischen Körper gleich schädliche Solanin. Der unerfahrene Kartoffelbauer lasse sich also durch die herrschende Knappheit nicht verleiten, Spätkartoffeln vor ihrer völligen Reife zum Gebrauch heranzuziehen, er würde seine und anderer Leute Gesundheit gefährden und viele für uns so überaus wichtige Nährwerte vernichten. Die Frühkartoffel kann und wird uns über die Zeit bis zur Reife der Spätkartoffeln hinweghelfen.

## Sprachrede des Allgemeinen Deutschen Sprachvereins.

### Das gute Beispiel.

Wir lesen schon viele Monate die Verordnungen der Behörden, die in das Wirtschaftsleben jedes Haushalts tief eingreifen und dadurch den Sprachgebrauch unseres Volkes stark beeinflussen. Namentlich hat das reine Deutsch dieser Verordnungen manchem heimischen Worte im Kampfe gegen die Fremdwörter zum Siege verholfen. Wer spricht heute noch von Maximalpreisen statt Höchstpreisen? Die Konsumenten und Produzenten, der Konsum und die Produktion weichen vor den Verbrauchern und Erzeugern, dem Verbrauch und der Erzeugung oder Herstellung. Der Rohstoff treibt das Rohmaterial oder Rohprodukt siegreich zurück. Sehr viele hielten es bis zum Kriegsausbruch für geizig, anstatt von Delikatessen und Delikatessenhandlung von Feinstoff und Feinstoffhandlung zu reden, aber die Verordnungen haben auch diese Wörter annehmbar gemacht. Vor Jahren waren viele Kaufleute darüber empört, daß man von einem Kleinhandel sprach, weil sie die deutsche Bezeichnung als eine Erniedrigung ihres Standes ansahen, jetzt haben die Erlasse das Wort zu Ehren gebracht. Die neuen Wörter haben sogar schon irische Triebe erhalten wie Feinstoffware, Feinstoffwurst, Kleinhandelszuschlag, Ueberverbrauch, rohstoffarm — ein trefflicher Beweis ihrer Lebenskraft.

Rau (Zwickau).

## Büchertisch.

— Meyers Taschenbuch der Kriegsflootten. Jahrgang 1916. Wie wir hören, kommt im Laufe dieser Woche der sehnlichst erwartete neue Jahrgang von Meyers Taschenbuch der Kriegsflootten zur Ausgabe. Infolge des Krieges war es nicht möglich gewesen, das Buch wie sonst üblich im Dezember erscheinen zu lassen. Dafür bringt der neue Jahrgang alle Veränderungen bis und mit der Schlacht vor dem Skagerrak. Als höchst wertvolle Beigabe enthält das Buch eine kurze, aber völlig erschöpfende See-Kriegsgeschichte mit Angabe aller Verluste und ein Verzeichnis aller feindlichen Kriegs- und Handelsschiffsverluste.

— „Wie wir unser Eisern Kreuz erwarben“. Selbsterlebnisse. Nach persönlichen Berichten der Inhaber des Eisernen Kreuzes 1914. Bearbeitet von Friedrich Freih. v. Dinklage-Campe, Generalleutnant z. D. 8. bis 10. Lieferung. Deutsches Verlagshaus Bong & Co., Berlin W 57, Potsdamer Str. 88.

— Das literarische Echo. Halbmonatsschrift für Literaturfreunde. Verlag: Czon Fleischer & Co., Berlin W. 9. Das 2. Juliheft ist soeben mit folgendem Inhalt erschienen: Conrad Schmidt: Vom Neulassizismus; Karl von Felner: Das Kindermärchen auf der Bühne; Heinz Reim: Die jüngere Romantik und die Germanistik; Julius Bab: Die Kriegsliteratur von heute VI.

## Zitatenrätsel.

Aus jedem der folgenden Zitate ist ein Wort zu nehmen, so daß sich ein neues Zitat ergibt:

1. Wohltätig ist des Feuers Macht,  
Wenn sie der Mensch bezähmt, bewacht.
2. Den Menschen adelt, den tiefgefunnen, das letzte Schicksal.
3. Der Wille lockt die Taten nicht herbei.
4. Das hat die Freude mit dem Schmerz gemein, daß sie die Menschen der Vernunft beraubt.
5. Es ist eine alte Geschichte, doch bleibt sie ewig neu.
6. Nie kommt ein Unglück ohne sein Gefolge.
7. Das Glück ist eine leichte Dirne.

Auflösung in nächster Nummer.

Auflösung des Scherzrätsels in voriger Nummer:  
„Wurst“.